

anzugliedern, als ihren Bestand auseinanderzureissen und unter neuen Titeln (Band III: Gestalten, Band IV: Kulturbilder) mit anderem vermisch aufzuteilen. Dadurch wäre auch eine klare Scheidung und damit bessere Uebersicht über das bisher ungedruckte oder noch nicht in Buchform erschienene Material ermöglicht worden. An Stelle der mangelnden philologischen Schulung bringt die Herausgeberin, der wir auch ein warm geschriebenes Lebensbild der Idealistin (1916) und einen Band ihrer Briefe (1920) verdanken, dem hoffentlich weitere folgen werden, anderes und gerade für diese Aufgabe weit besseres mit: die unbedingte Hingabe an die Persönlichkeit und das Werk der Idealistin, ein inniges Sicheinfühlen in Leben und Streben der seltenen Frau. An ihr bewährt sich über den Tod hinaus der Zauber der starken und eigenartigen Persönlichkeit Malwida von Meysenbugs, der sich im Leben so oft erprobte und sie nach Nietzsches Wort zu der „besten Freundin der Welt“ machte. Hat sie doch am Leben manches hervorragenden Mannes des 19. Jahrhunderts wertvollen Anteil gehabt und als Freundin von Politikern, wie Alexander Herzen, Karl Schurz, Mazzini, Minghetti, Bernhard von Bülow, von Dichtern und Schriftstellern, wie Gottfried Kinkel, Heinrich von Stein, Gabriel Monod, Alexander von Warsberg und am wichtigsten für die deutsche Geistesgeschichte von Richard Wagner und Friedrich Nietzsche stets bedeutsam oft bestimmend in deren Leben eingegriffen.

Die neue Ausgabe eröffnet in zwei starken Bänden ihr Hauptwerk, die zuerst französisch in kürzerer Form 1869, dann erweitert in deutscher Fassung 1876 erschienenen „Memoiren einer Idealistin“, denen sich sach- und sinngemäss der „Lebensabend einer Idealistin“ (zuerst 1898) und eine kurze Darstellung ihrer letzten Lebenszeit durch ihren Schwiegersonn Gabriel Monod anschliessen: das Buch, das der Verfasserin Namen weithin bekannt gemacht hat und vielen Frauen zu dauerndem Lebensbesitz geworden ist. Für den Kulturhistoriker überaus wertvoll, ist es auch für den Literaturhistoriker, vor allem durch seine Abschnitte über Nietzsche und Richard Wagner, wichtig, weil diese uns aus unmittelbaren persönlichen Eindrücken erwachsene lebensvolle Bilder der beiden ebenso grossen als widerspruchsvoll beurteilten Persönlichkeiten geben. Auch für Gottfried Kinkel sind ihre Aufzeichnungen ergebnisreich, und nebenbei finden sich manche feine und treffende literarische Einzelurteile, wie z. B. ganz absprechend über D'Annunzio, feinsinnig abwägend über Ibsen, und zahlreiche feine Bemerkungen über Goethe, dem sie noch am Ende ihres Lebens eine schöne zusammenfassende Betrachtung im Goethejahrbuch (Band 21, 1900) widmete, die in den G. W. als würdiger Abschluss von Band IV aufgenommen ist.

Die in Band III und IV vereinigten Aufsätze und Charakteristiken sind zum grossen Teil als Nebenwerke und Ergänzungen zu den „Memoiren“ aufzufassen, insofern sie dort schon gestreifte oder ausführlicher behandelte Persönlichkeiten von neuen Seiten schildern oder einzelne Epochen des viel umgetriebenen Lebens, die im Hauptwerke nicht oder nicht genügend zur Darstellung kamen, zu reizvollen Bildern abrunden, so um einzelnes zu nennen, besonders wertvoll die frühe, halb novellistisch gehaltene „Reise nach Ostende“ (1849) oder reizvolle Ausschnitte aus ihrem späteren

römischen Leben (Aus Rom 1880, Römische Kontraste 1884, Stimmungsbilder aus Rom 1900). Auch die philosophisch betrachtenden Abschnitte bringen vielfach den Memoiren Verwandtes in weiterer und reicherer Ausführung, während eine Reihe geschichtlicher Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten unter dem Titel „Frauen“ Charakteristiken bedeutender weiblicher Erscheinungen vornehmlich in Italien und Frankreich zeichnen, allerdings aus zweiter Hand geschöpft, aber lebendig gesehen und durchaus im Dienste jener grossen und siegreichen Idee, die im Leben und Schaffen Malwida von Meysenbugs, als die eigentlich tragende erscheint: Erziehung und Ausbildung der Frau zur wahren (nicht im schlechten Sinne emanzipierten) Gleichberechtigung mit dem Manne.

Vielleicht am schwersten wird dem heutigen Leser der Zugang zu den im V. Bande vereinigten dichterischen Gaben der Idealistin. Zwar die nur in bescheidener Auswahl mitgeteilten Gedichte, in ihrer anspruchslosen Haltung zumeist Gelegenheitsdichtungen, wirken durchaus sympathisch und bilden willkommene Ergänzungen zu den „Memoiren“. Aber die meist etwas langatmigen Erzählungen, deren Wert überall weit mehr im gedanklichen Inhalt als in der eigentlich dichterischen Gestaltung liegt, verlangen vom heutigen Leser bereitwilliges Entgegenkommen. Gerade auch in der Gestaltungskraft scheint mir der Phädraroman hoch über diesen kurzen Erzählungen zu stehen, wie er überhaupt die dichterisch weitaus bedeutendste Gabe der Verfasserin ist. Die Erzählungen spielen zum grossen Teil auf dem der Idealistin so vertrauten Boden Italiens und zeichnen meist feine psychologische Entwicklungen. Am schönsten erscheint mir die in guten Stunden auf dem Landsitz Minghettis zu Settefonti entstandene feine Erzählung „Der Pfad der Aebtissin“, während inhaltlich wohl am schwersten wiegt die zu einem kleinen Roman angewachsene letzte Arbeit der Dichterin „Himmlische und irdische Liebe“ (die Improvisatrice), die einen fesselnden Ausschnitt römischen Lebens gibt. Wahrscheinlich zum erstenmal gedruckt (vgl. Band V, S. 7) erscheint hier die kleine in Kurland spielende melancholisch reizvolle Novelle „Das Nachtigallenlied“. Als Abschluss des Bandes wird im Erstdruck das einzige Drama der Idealistin geboten: „Der Segen der heiligen Katherina“, ein Schauspiel in 4 Aufzügen. Es spielt in Siena in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und behandelt den alten Romeo- und Juliastoff, die Liebe zweier Kinder aus politisch sich feindlich gesinnten Häusern, hier jedoch mit glücklichem Ausgang, da der Segen der heiligen Katherina die beiden zusammenführt. Der Prosadialog der farbig gesehenen Bilder ist etwas skizzenhaft gehalten, die eigentliche Handlung ziemlich dürftig und in ihrem Hauptmotiv (der Versuchung zum Verrat) recht unwahrscheinlich. Auch hier aber spricht aus jeder Zeile der vornehme Sinn und der unverwüstliche Idealismus der Verfasserin, so dass dieses als dramatische Dichtung unbedeutende Werk die Sammlung ihrer Arbeiten würdig abschliesst.

München.

Emil Sulger-Gebing.

**Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Siebzehnter Band. Briefwechsel. Erster Band. Mit Benutzung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hsg. von **Gustav**

**Wilhelm.** Mit dem Bildnis von Stifters Gattin und einer Lichtdrucktafel. Prag, Calve. 1916. XXIV, 459 S. 8°. [Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. XXXIV.]

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die auf ungefähr fünf Bände berechnete Veröffentlichung aller auf uns gekommenen Briefe Stifters; ihnen soll sich dann der Druck der Briefe an Stifter, zum Teil in Form von Regesten, anschliessen.

Einen Briefwechsel kann man diese Art der Mitteilung eigentlich nicht nennen. Schon hier möchte man manchmal gern wissen, was der Empfänger eines Briefes geantwortet hat, und wenn nun die Briefe der anderen an die Reihe kommen, wird man wohl öfters recht verdriesslich sein, wenn man in früheren Bänden nachschlagen muss, um den Zusammenhang zu gewinnen. Davon abgesehen, verdient die Ausgabe und die ihr beigegebenen reichen Anmerkungen alle Anerkennung. In den verschiedensten Richtungen erhellen die Briefe das Bild des Menschen Stifter. Mit Teilnahme blicken wir in die vielfältigen Nöte seines Lebens: S. 41 „ich bin auch wirklich in eine Lage gerathen, dass ich manchen Tag nicht weiss, wovon ich morgen lebe.“ Vielfältig und mit kräftigem Selbstbewusstsein spricht St. von seiner Tätigkeit als Maler. Und wir empfangen wertvolle Aufschlüsse über die Art seines Schaffens. S. 29: „jetzt bin ich hier, und bin — leben kann ich fast nicht sagen, da der inspirierten Augenblicke so wenige sind, dass sie verschwindend klein werden.“ Als Maler und Dichter zeigt er die gleiche Eigenart: S. 70: „es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe;“ S. 73: „da ich es (das Manuskript) immer in Händen hatte, fing ich daran zu feilen und zu wirtschaften an, so dass zuletzt die Sache in eine völlige Umarbeitung ausartete.“ Er berichtet von sich: S. 29: „ich denke und jage den schekigsten Bildern nach und mache Gedichte, mit denen ich mir Abends die Pfeife anzünde.“ Die scheckigen Bilder, sie spielen auch in den Briefen selber eine beträchtliche Rolle, und zwar zeigt sich hier ein weitgreifender Einfluss Jean Pauls, stärker als in den Schriften. Teilweise werden dessen Bilder unmittelbar übernommen, teils neue in neuem Geist geschaffen; Stifter bereichert sich aus Jean Pauls Wortschatz, er legt dessen Vorschule bei ästhetischen Vorträgen zugrunde. So ist Stifter in seinen Briefen bis zu einem gewissen Grade ein Seitenstück zu J. P. Hebel, dessen Briefe sich mit Vorliebe in Jean Paulschen Wendungen bewegen, während seine Werke davon nichts wissen. Die Sprache der Briefe steht der Umgangssprache nicht nahe, Einwirkung der Mundart zeigt sich kaum (I, 70, 24 kein meiniges Bild).

Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist auch der zweite Band des Briefwechsels in meine Hände gelangt. Er ist 1918 erschienen und umfasst die Zeit vom 26. April 1849 bis zum 31. Dezember 1856. Die vortreffliche Einleitung von G. Wilhelm bringt uns den Gewinn zum Bewusstsein, den wir aus dem neuen Buche schöpfen. Unter den Korrespondenten erscheint Luise von Eichendorff, die Schwester des Dichters, Elise Polko, Ottilie Wildermuth.

Giessen.

O. Behagel.

**Rudolf Meissner, Die Kenningar der Skalden,** ein Beitrag zur skaldischen Poetik. Bonn und Leipzig, Kurt Schröder. 1921. XII + 437 S. = Rheinische Beiträge zur germanischen Philologie und Volkskunde, hrsg. von Th. Frings, R. Meissner und Jos. Müller, Bd. 1.

Das Unternehmen, eine neue Serie wissenschaftlich-germanistischer Veröffentlichungen gerade an der Universität herauszugeben, die am stärksten unter dem Druck der feindlichen Besetzung steht, gereicht Herausgebern und Verleger zu gleicher Ehre, und das Wagnis, diese Serie mit einem Buch wie dem vorliegenden zu eröffnen, das fern von allen Tagesinteressen, ja abseits des wissenschaftlichen Interesses breiterer Kreise mit Ernst und Liebe der streng methodischen Erforschung der grossen literarischen Vergangenheit unserer skandinavischen Nachbarn dient, darf als eins der erfreulichen Symptome der Nachkriegszeit gebucht werden. Mitten im Lärm der Aktualität und der Jagd nach Sensationen findet doch auch noch gediegene geistige Leistung Gelegenheit, ihre Früchte zu ernten und ihre Resultate vorzulegen. Wir freuen uns, dass ein solches Buch erscheinen konnte, und sind dem Verlag und der unterstützenden Rheinischen Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung dankbar dafür.

Denn es ist ein hervorragendes Werk, das wir hier erhalten haben. Die Skaldendichtung, dies eigentümlichste Erzeugnis altgermanischer Kunstübung, ist uns ja eigentlich ein ungelöstes Rätsel. Die Helden-dichtung mit ihrer epischen Wucht können wir aus dem Erlebniskreis und der Gefolgschaftsethik der Wanderungszeiten begreifen, und wir finden sie bei allen germanischen Völkern wieder; ja man kann erwarten, dass jedes begabte Volk, das sich der eigenen Geschichte bewusst wird, nach ihrer poetischen Verklärung strebt. Das Heldenlied hat bei Beginn unserer Ueberlieferung seine festen metrischen und poetischen Formen, aber diese wirken nicht fremdartig in der Gesamtkultur der Wanderungsgermanen. Mit der Skaldenkunst ist das anders. Auch sie ist fertig da, wenn unsere Ueberlieferung beginnt, wir sehen sie nirgends mehr im Entstehen; ich möchte sogar trotz Meissner daran festhalten, dass sie mit den ältesten uns bekannten Skalden ihren Höhepunkt bereits überschritten hat. Das erste Heft des ersten Bandes von Finnur Jónssons grosser Skaldenausgabe enthält das Beste dieser Dichtung; schon im zweiten Heft beginnt die Abmattung. Aber die Skaldenkunst, diese extreme Pflege der Form, diese Virtuosität in der Lösung verzwickter Formaufgaben ist uns in so früher Zeit und im Rahmen der übrigen nordischen Kultur schwer greiflich, und doch fehlt auch wieder jede Handhabe zur Anknüpfung an fremde Vorbilder. Sie ist einfach da und muss uns bei der Trümmerhaftigkeit unserer eigenen Vorzeitüberlieferung doppelt interessant sein.

Die Mittel zur Bearbeitung der hier entstehenden Aufgaben, Erforschung der Herkunft und Entwicklung der Skaldenkunst, sind gerade in den letzten Jahren bereitgestellt worden. Die Widmung des Meissnerschen Buches an Finnur Jónsson ist berechtigt; ohne sein grosses Corpus der Skaldendichtung (den norsk-islandske skjaldedigtning, Kopenh. 1918—1916) und das dazugehörige lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis (Kopenh. 1913—1916) wäre Meissners Buch unmöglich gewesen. Aber gleich hier ist rühmend seine Selbständigkeit gegenüber Finnur Jónsson in der